

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Jesús Moncada
Die Galerie der Statuen
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1 : **I**n der erlauchten, katholischen und nahezu unsterblichen Stadt Torrelloba pflegte die Sonne im Osten aufzugehen. Nicht einmal die größten Skeptiker wagten es, dies in Abrede zu stellen. Generationen um Generationen von Torrellobanern hatten über Jahrhunderte hin, seit der Gründung der Stadt durch die Legionäre des Kaisers Augustus, das Phänomen beobachtet, und durch die Erfindung des Kompasses wurde es auf unbestreitbare Weise bestätigt. Die Magnetnadel war unfehlbar; wenn sie am Schluß ihrer zitternden Suche nach dem magnetischen Pol die vier Himmelsrichtungen (En-ES-O-We) festgelegt hatte, gab es keinen Zweifel mehr: für einen Beobachter auf der Römerbrücke über dem Ebro lag der Hügel, hinter dem die Sonne jeden Morgen hervorkam, flußabwärts am linken Ufer ganz genau im Osten.

Im Jahre 1939 jedoch, der Bürgerkrieg war gerade zu Ende, gab es einen Moment der Unsicherheit. In der Ansprache, die der Zivilgouverneur der Provinz – weiße Uniformjacke, blaues Hemd, mussolinische Gestik –, flankiert von hohen Offizieren sowie von politischen und religiösen Würdenträgern, anlässlich der Einweihung einer Bronzestatue des Generals Franco hielt, beschwor er bei einem halben Dutzend Gelegenheiten das Bild der aufgehenden Sonne, wenn er auf die ruhmreiche Geburt des Retters des Vaterlandes zu sprechen kam, und bei jedem Mal wies sein Arm unausbleiblich nach Westen. Trotz der »leidenschaftlichen, begeisterten, überschwenglichen« Beifallsbekundungen, mit denen das Publikum nach der im voraus abgegebenen obligatorischen Pressenotiz die Rede bedachte, verbreitete sich eine unmerkliche Unruhe unter den Einwohnern von Torrelloba: Sollten

sich die Dinge unter dem neuen Regime tatsächlich so verändert haben? War es möglich, daß die Sieger sogar imstande waren, die astronomischen Gesetze auf den Kopf zu stellen? Am anderen Morgen, als der Hügel sich in einem violetten Licht vor dem Horizont abzuzeichnen und ein roter Fleck sich wie ein wachsender Tropfen über dem Ebro auszubreiten begann, atmete die Stadt erleichtert auf: die Sonne kam wieder im Osten hervor, genau wie unter dem König, genau wie während der Republik...

Achtzehn Jahre nach diesem Schrecken, genau am Morgen des 27. November 1957, war aus astronomischer Sicht nach wie vor alles unverändert: das matte Sonnenlicht, das sich in der Motorradbrille des vor der roten Ampel an der Kreuzung der Calle de los Frailes und der Avenida de los Plátanos wartenden Kradmelders spiegelte, kam aus derselben Richtung wie immer.

Während das Motorrad dumpf röhrend an der gelben Linie des Fußgängerüberwegs wartete, spiegelte sich die Gestalt eines hageren, hochaufgeschossenen Mannes mit einem grauen Regenmantel und einem Hut derselben Farbe, passend zu den blassen Farben des Tages, im rechten Glas der vorschriftsmäßigen Motorradbrille des Kradmelders. Der Mann ging langsam über die Straße, als habe die Kälte seine Beine gefühllos gemacht und könne er sie nur mit Mühe bewegen. Der große schwarze Schnauzbart schien seinen bleichen Gesichtszügen voranzuschweben.

Der junge Mann tauchte aus der Gegenrichtung im linken Glas der Motorradbrille auf. Er trug einen dunkelblauen Mantel und einen Stoß Bücher unter dem Arm. Als sie genau in der Mitte der Straße aneinander vorübergingen, verschwanden der Hagere und der junge Mann für einen Augenblick im ledernen Mittelstück der Brille des Motorrad-

fahrers. Gleich darauf hatten die Bilder das Glas gewechselt und verschwanden dann: das des Schnauzbärtigen mit den langen Beinen nach rechts, das des jungen Mannes zur anderen Seite; im selben Moment wechselte das Licht der Ampel, und das Motorrad, gelenkt von einem unter seiner harten Lederjacke frierenden Gefreiten des Generalkapitanats, fuhr unter ohrenbetäubendem Knattern los und ließ eine dichte Qualmwolke hinter sich zurück.

Weder der eine noch der andere hatten sich mehr als flüchtig wahrgenommen; vielleicht hatten sie sich einen abwesenden Blick zugeworfen, doch ahnten sie nicht, daß sich der Auslöser der Verwicklungen, in die sie sich ein paar Tage später verstrickt sehen sollten, in der linken Satteltasche jener mastodontischen Maschine befand, die dort die Straße hinunterfuhr.

2 : **N**achdem Dalmau Campells den Fußgängerweg überquert hatte, folgte er der Avenida de los Plátanos. Er wußte nichts von der Meldung, die in den Fröhnachrichten gesendet worden und auf den Titelseiten der Tageszeitungen erschienen war. Doch selbst wenn er sie gehört hätte, wäre ihm wohl schwerlich etwas Ungewöhnliches am Bild der Stadt aufgefallen: vom Zentrum, das sauber und poliert erschien, bis zu den Wucherungen und Quetschungen der Randgebiete, wo sie schmutzig, schorfig und eiternd wurde, war die Haut der Stadt wie immer.

Die augenscheinliche Normalität, die schon bei Tagesanbruch mit dem Aufgang der Sonne an ihrer gewohnten Stelle begonnen hatte, schien durch die Dinge des Alltags bestätigt, wie zum Beispiel durch den Kommentar des Mannes vom Wetterbericht des renommiertesten Radiosenders der Stadt. Bei der morgendlichen Vorhersage, abgegeben, als

Torrelloba sich noch den Schlaf aus den Augen rieb, hatte der Meteorologe einen stürmischen Tag prognostiziert. Spätestens im Lauf des Vormittags hatte der Nordostwind den in der Nacht herabgesunkenen Nebel vertrieben und eine strahlende Sonne hervorgebracht. Fehleinschätzungen des Experten waren keine Seltenheit; sie gehörten, um die Wahrheit zu sagen, zum Alltag wie das tägliche Brot. Dennoch schien der Glaube eines guten Teils der Bevölkerung an die Stimme, die aus heiseren oder schrillen, jedenfalls immer von atmosphärischen Störungen zerfressenen Radioempfängern drang, unzerstörbar zu sein: Tage herrlichsten Sonnenscheins überraschten die meisten Menschen auf den Straßen mit Regenschirmen in der Hand, weil der Meteorologe Wolkenbrüche angekündigt hatte; polare Meeresluft vereiste die Scheitel optimistischer Torrellobaner, die in Aussicht eines aus dem Radio ausgestrahlten frühlingswarmen Tages ihren Hut zu Hause gelassen hatten; unerwartete Hagelschauer strafteten Schönwettervorhersagen Lügen; Stürme, die im Herbst angebracht gewesen wären, tanzten willkürlich durch den Kalender, nur um die Leute zu ärgern, und an jenem Morgen wehte, wie zu erwarten, obwohl der Wettermann nahezu einen Orkan angekündigt hatte, fähig, die Pflastersteine aus den Innenstadttaleen zu reißen und wüstenartige Sandstürme in den ungepflasterten Straßen der Außenbezirke aufzuwirbeln, nicht der Hauch eines Lüftchens. Der Nebel wollte sich nicht auflösen, hielt einen Schleier vor die trübfäugige Sonne und beschleunigte ihr Dahinwelken. Die Stadt sah grau aus, als käme das Licht des Tages aus dem Auspuff des Motorrads, das gerade hinter einer Straßenbiegung verschwand.

An der Straßenbahnhaltestelle blieb er stehen. Auf dem anderen Gehweg kaufte ein kleingewachsener Kavalleriesoldat mit geröteten Wangen am Stand einer alten Frau Ziga-

retten. Die vor Kälte starre, unter einer schweren schwarzen Wolldecke gebeugte Frau zählte ohne Hast Zigaretten aus gelblichem Papier ab, fast von derselben Farbe wie die Uniform des Soldaten. Als der Rekrut davonging, wobei er seine Sporen unter dem viel zu langen, verdreckten Mantel mit den goldenen Knöpfen klingeln ließ, steckte die Verkäuferin ihre Hände unter die dicke Wolldecke, während sie sich wieder auf ihrem Schemel hinter dem Tischchen niederkauerte, auf dem sie ihr spärliches und bescheidenes Warenangebot säuberlich ausgelegt hatte: Sonnenblumenkerne, Erdnüsse, Mandeln, Lakritzstangen, Karamelbonbons, Rohrflöten, Holzpfleifen, billige Zigaretten und kleine bunte Windräder.

Beim Anblick der Alten zog sich Dalmaus Herz zusammen; sein Mitgefühl trieb ihn häufig dazu, ihr ein paar Zigaretten abzukaufen, die er in den seltensten Fällen rauchte, auch Karamelbonbons oder Sonnenblumenkerne, die er den Spatzen hinwarf. Einmal hatte er, gefolgt von einem mißtrauischen Polizisten, der in dem merkwürdigen Verhalten des jungen Mannes im dunkelblauen Mantel sicher ein feinsinniges subversives Manöver argwöhnte, auf den Bänken eines Parks, damit die Kinder sie finden konnten, ein halbes Dutzend Windmühlen liegen lassen, die er der Alten abgekauft hatte.

Als er sich dem Holzhäuschen näherte, war er wie betäubt. Er erkannte die zusammengekauerte Frau kaum wieder, die wie ein Stoffbündel aussah unter ihrer schweren schwarzen Decke und dem ebenfalls schwarzen Tuch um den Kopf. Eine unbestimmte Form bewegte sich in der Dunkelheit; das Gesicht tauchte wie eine Erscheinung aus der Finsternis auf. Während ihre mageren, zitternden Finger die Zigaretten abzählten, betrachtete der mitleidige Dalmau mit forschendem Blick die blasse Haut, die erloschenen Augen, den bitteren Zug um ihren Mund. Nach Abschluß dieses Ge-

schäfts verbarg die Alte ihre Hände wieder unter der Decke und vergrub sich aufs neue in ihrem Sarg.

Der entsetzte Dalmau sagte zu seinem Freund Grieb oft, wenn die Alte offiziell stürbe, da sie offiziell ja wohl noch lebte, brauche man sie gar nicht aus ihrem Häuschen fortzuschaffen, da es in Wirklichkeit ein aufrechtstehender Sarg auf dem Gehweg sei. Man brauche nur zu warten, bis alles – Häuschen, Weidenschemel, Leichnam, Sonnenblumenkerne, Zigaretten, Karamelbonbons, Holzflöten und Plastikwindmühlen, letztere unerklärlicherweise stillstehend trotz des heftigen Nordostwinds – mitten auf der Straße zerfiele, zerfressen von den Dämpfen und Säften der Stadt.

Ein blechernes Getöse, gefolgt von kreischenden Bremsen, ließ ihn zusammenfahren. Ein Filmplakat, an der linken Seite der Straßenbahn angebracht, schob sich zwischen ihn und den Verkaufsstand. Die toten Augen, der zahnlose Mund und die welke Brust der alten Verkäuferin wurden ersetzt durch den lächelnden Blick, die schwellenden Lippen, blitzenden Zähne und stattlichen Brüste einer bekannten amerikanischen Filmschauspielerin.

Mit einem Satz sprang er auf das rumpelnde Gefährt. Der Schaffner leckte sich den Daumen, um den Fahrschein abzureißen. Dalmau bemühte sich angewidert, den speichel-feuchten Teil nicht zu berühren. Er setzte sich nach vorn, legte die Bücher auf die Holzbank und schaute durchs Fenster. Die Bahn fuhr unerschütterlich ihre Strecke durch eine Stadt, die gerade erst damit begonnen hatte, die Nachricht zu verdauen.

Während das offizielle Torrelloba, vom Saaldiener bis zum Würdenträger, sich allmählich Sorgen zu machen begann, während alle Welt emsig bemüht war herauszufinden, welche Haltung in einer solch heiklen Situation wohl die geeig-

netste wäre und ob man nicht, für alle Fälle und erst einmal gedämpft, patriotische Begeisterung an den Tag legen oder die Wehklage des Opfers anstimmen sollte, um seine Pfründe zu bewahren und nicht in Ungnade zu fallen, bog die Straßenbahn in die Plaza de los Saucos ein. In deren Mitte, von Rasen umgeben, erhob sich das Denkmal eines berühmten Sohnes der Stadt, Mitglied eines ihrer gediegensten Geschlechter.

Im Laufe ihres Bestehens wäre die Statue dreimal um ein Haar zerstört worden. Das erste Mal von einem anarchistischen Kellner, der seine libertären Überzeugungen in den mit rotem Damast ausgeschlagenen Salons des Kaufmännischen Zirkels ausbrütete. Als der Mann sich anschickte, das Denkmal mit einem selbstgebauten Sprengsatz in die Luft zu jagen, erwartete ihn, hinter den Weidenbäumen versteckt, bereits die Polizei, die von einem Spitzel informiert worden war, dem schielenden, immer übellaunigen Garderobier des Zirkels, den der Kellner für einen Gleichgesinnten hielt. Eine Polizeikugel ließ die Bombe explodieren. Das Denkmal bekam kaum etwas ab; an den Anarchisten, laut Polizeibericht hatte er als erster geschossen, blieb nur die Erinnerung in den geheimen libertären Zirkeln. Der zweite Angriff erfolgte während des Bürgerkrieges, als eine republikanische Granate auf dem Platz einschlug. Durch ein Wunder (so der Erzbischof) rissen die Granatsplitter, die unter der anlässlich einer patriotischen Ansprache versammelten Menge ein Blutbad anrichteten, dem Ehrenbürger nur die Nase ab. So wurde aus der hakennasigen Respektabilität von einem Augenblick zum anderen eine plattnasige, die jedoch weiterhin dem freien Donnerstag der sich gern auf den Bänken der Anlagen zusammenfindenden Dienstmädchen vorstand. Die letzte Schandtat ging auf das Konto eines mit Mehlsäcken beladenen Lastwagens. Eine gebrochene Lenkstange ließ das

Fahrzeug mit Vollgas über den Platz sausen; das Denkmal schwankte unter dem Aufprall, fiel aber nicht um. Auch diesmal verhinderte das Wunder (so der jetzt amtierende Erzbischof) eine nicht wiedergutzumachende Katastrophe. Abgesehen von einer herausgebrochenen Ecke des Sockels und all dem Mehl ringsum, einem ungewöhnlichen Schneefall an diesem stickigen Mittag Ende Juli, gab es nur einen Kratzer auf der Stirn eines Kindermädchens und den gebrochenen Arm eines Infanteriegefreiten zu beklagen, die schmusend (aber züchtig, wie das Polizeiprotokoll hervorhob) am Fuße des Denkmals gesessen hatten. Da eine Restaurierung nun unaufschiebbar geworden war, hatte der offizielle Bildhauer von Torrelloba, der bisher, ohne jede mildernden Umstände, haarsträubende Arbeitermonumente und eine Portion von mythologischen Torheiten – verdrießliche Ceren, fade Pomonen, einfältige Minerven – verbrauchen hatte, nicht zu vergessen Dutzende von auf alle Amtsstuben verteilte Büsten des Diktators, nun den Auftrag bekommen, die Nase des Hochwohlgeborenen sowie auch die übrigen Mängel des Denkmals zu restaurieren. Nach Abschluß der Restaurationsarbeiten harrte das mit Zeltbahnen verhängte Monument seiner offiziellen Einweihung.

Hinter dem Platz erinnerten Dalmau die Fahnen auf dem großen Balkon des Falange-Gebäudes an seine Beziehung zu Ceberrià de Ribesmortes. Sie waren sich hier vor drei Jahren begegnet, um den Treueeid auf den Faschismus abzulegen, eine obligatorische Prozedur, wenn man in die Pädagogische Hochschule aufgenommen werden wollte. Insgeheim wütend über die Demütigung und auch ein wenig eingeschüchtert von dem finsternen Bombast der Banner und Embleme in dem Saal, in den er geführt worden war, saß er matt auf einer Bank und wartete darauf, von einer verstaubten Angestellten aufgerufen zu werden, als dieser hochgewachsene,

kräftig gebaute Bursche hereinkam. Mit erstaunlicher Ungezwungenheit wickelte er sich die Bürotante um den Finger: er bot ihr eine amerikanische Zigarette vom schwarzen Markt an (»Man sieht gleich, daß Sie ein modernes Mädchen sind.«), betörte sie mit Schmeicheleien und erreichte in fünf Minuten, worauf Dalmau seit einer halben Stunde wartete. Ein paar Tage später, bei Semesterbeginn, traf er den Burschen auf dem Platz neben sich wieder. Cebrià de Ribesmortes, »schwarzes Schaf einer der repräsentativsten Familien des reaktionären Torrelloba«, wie er selber klarstellte, als er ihm die Hand gab, wurde sofort ein Freund und sein Mentor im gesellschaftlichen Leben der Stadt. Tatsächlich hatte Dalmau bisher ausgesprochen wenig von Torrelloba kennengelernt, nur das, was er während des Ausgangs einmal in der Woche auf einen Blick oder bei den Besuchen seines Onkels Bernat während der zwei Jahre als Internatsschüler im Gymnasium hatte erhaschen können; bruchstückhaft zusammengestoppelte Bilder vor einem verschwimmenden Hintergrund. Cebrià hingegen kannte die Stadt wie seine Westentasche.

Einige Wochen später, als sie nachmittags aus der Schule kamen, führte Cebrià ihn zu einem Lebensmittelgeschäft in der Innenstadt. »Komm, ich stelle dir meine Familie vor«, sagte er, »die Gelegenheit ist günstig. Sie sind alle hier.« Während Dalmau noch dachte, sie gingen in den Laden, wo der Zufall anscheinend die ganze Verwandtschaft seines Freundes zusammengeführt hatte, postierte Cebrià ihn vor das Schaufenster, in dem der Urgroßvater (Bandnudeln-›Zeppelin‹, 1a Qualität) über dem Familienclan thronte. »Eigentlich« – erklärte Cebrià, nachdem er ihm den Gründer seiner Sippe vorgestellt hatte – »war Zeppelin gar nicht das erste Produkt der Firma Ribesmortes, die mein Urgroßvater gründete, als er mit vollen Taschen aus Kuba heimkehrte,

um eine Erbin aus Torrelloba zu heiraten, sondern das zweite; das erste war nämlich Safran, Safran-›Mulattin‹. Ich habe noch eine von den alten Verpackungen gefunden, obwohl sie Jahre später Gegenstand unerbittlicher Verfolgung seitens meiner Urgroßmutter wurden. Auf der Dose ist die Lithografie einer bezaubernden Mulattin geprägt; ich zeige sie dir, wenn du mich mal besuchst. Ihre Figur war keineswegs ein Phantasieprodukt des vom Urgroßvater mit dem Verpackungsprojekt betrauten Malers; es handelte sich bei ihr um eine real existierende Mulattin aus Fleisch und Blut. Fleisch und Blut von einem so anregenden Zusammenspiel in einem Körper mit großzügiger Oberweite, biegsamer Taille und schwingenden Hüften, daß mein Urgroßvater, als er beschloß, es sei an der Zeit, Kuba zu verlassen, sich nicht dareinfügen mochte, diese ganze Pracht in Havanna zurückzulassen; er nahm sie heimlich mit. Die List gelang, aber ach, die Sehnsucht nach der Karibik ließ die Antillenschönheit nach einigen Jahren dahinwelken und brachte sie ins Grab. Das exotische Bildnis auf der Dose erinnerte weiterhin an Tabakplantagen, an Rumba, Rum und Zuckerrohrfelder, an Zuckerfabriken und geheimnisvolles Dickicht, bis auch der Urgroßvater, *sic transit gloria mundi*, hinüberging in ein besseres Leben. Meine Urgroßmutter, eine unscheinbare graue Maus, die von Anfang an über die Anwesenheit der Kubanerin in Torrelloba Bescheid gewußt, jedoch im Namen der hehren Interessen der Firma Ribesmortes für ein würdevolles Schweigen optiert hatte, rächte sich nun: aus Safran-›Mulattin‹ wurde Safran-›Schmetterling‹, und die alten Dosen verschwanden vom Markt. Nach dem Tod des Urgroßvaters, des einzigen Romantikers in der Familie oder zumindest des letzten, prosperierte das Unternehmen unentwegt. Nachdem der Fleck der Kubanerin und des leichtfüßigen Urgroßvaters einmal getilgt war, wurde die Familie